

# Die Sorge um unsern wissenschaftlichen Nachwuchs

Autor(en): **Muschg, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 4

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759584>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Sorge um unsern wissenschaftlichen Nachwuchs

Von Walter Muschg

Die Bedrängnis, in der wir uns befinden, zwingt uns zum Nachdenken über vieles, was bisher kaum Gegenstand des gründlichen Nachdenkens war. Sie hat auch die Frage nach dem Stand des Nachwuchses unter den schweizerischen Hochschullehrern aktuell gemacht. Klarsehende und verantwortungsbewusste Vertreter unserer Universitäten haben sie schon früher ab und zu erörtert; durch die gewaltige Verschärfung unserer Lage ist es dahin gekommen, dass sich heute ein Kreis von Fachleuten zum Studium dieser Verhältnisse zusammengeschlossen hat. Er bildet eine ständige Unterkommission der Arbeitsgemeinschaft „Pro Helvetia“ und hat in einer Reihe von grundsätzlich abklärenden Debatten, statistischen Erhebungen, Enquêtes und Zusammenkünften mit Vertretern unseres höheren Erziehungswesens die Voraussetzungen für eine fruchtbringende Behandlung des schwierigen Problems geschaffen. Die folgenden Ausführungen möchten in Kürze auf einige der Fragen hinweisen, die bei diesen Gesprächen im Vordergrund stehen.

Den Ausgangspunkt bildet die Tatsache, dass bei der Besetzung unserer akademischen Lehrstühle nicht selten ein Mangel an erstklassigen Anwärtern schweizerischer Herkunft in Erscheinung tritt, der zur Berufung von Ausländern führt. Hier wird Mancher sogleich einwenden, dass diese Freizügigkeit doch kein Nachteil, sondern umgekehrt ein Vorzug, ja ein Prinzip unserer einheimischen Hochschulen sei, dessen Preisgabe eine grosse Verarmung unseres wissenschaftlichen Lebens mit sich brächte. Ueber diesen Einwurf brauchen wir hier nicht zu diskutieren, weil er zwar vollkommen richtig ist, aber nicht in die Mitte der Fragestellung trifft, wie sie sich heute aufdrängt. Es kann sich bei uns niemals darum handeln, dass dem schweizerischen Gelehrten nur um seiner Nationalität willen ein unbedingtes Vorzugsrecht eingeräumt wird. Das wäre der Anfang vom Ende; wir sind vielmehr stolz darauf, dass es gelungen ist, in unserem Lande bis in die jüngste Gegenwart hinein der Forschung eine

Insel der Universalität zu erhalten. Die Schwierigkeit, die der öffentlichen Behandlung unseres Fragenkreises entgegensteht, ist gerade dies, dass der politisch-nationale Gesichtspunkt allzu leicht mit dem wissenschaftlichen vermennt und die Diskussion dadurch auf ein zwar populäres, aber falsches Geleise geschoben wird.

Etwas anders stellt sich das Thema nämlich dar, wenn man versucht, den Gründen für den oft stark spürbaren Mangel an schweizerischem Gelehrtennachwuchs nachzugehen. Es gibt auch da Beurteiler, die schnell mit einem scheinbar einleuchtenden Argument zur Hand sind: die Schweiz, sagen sie, sei als „Rekrutierungsgebiet“ für den Lehrkörper von sieben Universitäten — denn um diese handelt es sich in erster Linie — eben schlechterdings zu klein; es sei immer so gewesen und werde immer so bleiben, dass sie auf die grossen ausländischen Reserven greifen müsse, wenn sie das erforderliche Niveau wahren wolle. Diese Antwort hält in dieser einfachen Form nicht stand. Die Schweiz hat ja doch im Gegenteil zu allen Zeiten eine merkwürdig grosse Zahl bedeutender Gelehrter aller Gebiete an das Ausland geliefert, und umgekehrt ist der Fall auch nicht so gänzlich ausgeschlossen, wie Manche glauben, dass sich bei der Berufung eines Ausländers nach einiger Zeit die stille Erkenntnis einstellt, der oder die einheimischen Anwärter seien doch nicht so unvergleichbar geringer gewesen, wie es damals, im Moment der Berufung, schien. Sie waren bloss nicht so leicht erkennbar „ausgewiesen“ oder so früh „fertig“, sie standen noch auf keinem Piedestal, es fehlte ihnen der Nimbus eines Amtes oder eines Titels, der eben auch beim scheinbar ganz objektiven Vergleich gelegentlich eine Rolle spielt. Die Möglichkeiten des äusseren Vorwärtkommens sind ja in unseren so viel kleineren Verhältnissen viel dünner gesät als in den weiträumigen Nachbarländern, und mancher zu grossem Namen gekommene schweizerische Gelehrte ist überhaupt nur auf dem Weg über diese ausländischen Zentren zu der Stellung gelangt, die ihn auch seinen Landsleuten daheim als Koryphäe erscheinen lässt. Hierin liegt aber gerade ein entscheidender Punkt. Es sind eigentlich nicht die Fähigkeiten zur erfolgreichen Forscherlaufbahn, die unserem kleinen Land nachweislich fehlen, es sind vor allem die Möglichkeiten zu einer geradlinigen und

intensiven Entfaltung dieser Fähigkeiten. Allzu viele unserer jungen Gelehrten müssen ihre wichtigste Lebenszeit — die Zeit etwa vom fünfundzwanzigsten bis zum vierzigsten Jahr — in Verhältnissen verbringen, die ihrer Begabung wenig förderlich, oft genug abträglich sind. Man hat ausgerechnet, dass der jetzige Lehrkörper der Universität Zürich im Durchschnittsalter von 38 Jahren auf den Lehrstuhl berufen worden ist. Die Zeitspanne zwischen dem Dokorexamen und der Berufung auf eine Professur ist als eine Zeit des tastenden Suchens, der mühseligen inneren Klarwerdung, des langsam reifenden Entschlusses zur Habilitation, der oft drückenden Erwerbssorgen und der oft enttäuschten Hoffnungen anzusehen. In diesen Jahren bilden sich die neuen Ideen und Pläne, sie sind die Zeit des reinsten wissenschaftlichen Idealismus und der gläubigsten Hingabe an die erkorene Lebensaufgabe, die oft mit einem hohen Mass an menschlicher Entsagung verbunden ist. Es sind die harten Werdejahre des echten Forschers und akademischen Lehrers, die im Grund nicht übersprungen werden können, deren Härten sich aber auch nicht zum unüberwindlichen Hindernis auswachsen dürfen. Wenn es gelänge, dafür zu sorgen, dass einige für unsere jungen Gelehrten besonders fühlbaren Gefahren dieser Zeitspanne gemildert werden, wäre schon viel gewonnen.

Diese Milderung müsste in erster Linie darin bestehen, dass ihnen so früh und ausgiebig als möglich Gelegenheit geboten würde, ihre Ausbildung zu vertiefen, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihre Kräfte an grossen Aufgaben zu messen und ihre Begabung unter Beweis zu stellen. Unsere wissenschaftlichen Stiftungen haben hier mit der Gewährung ihrer Stipendien schon viel Gutes ausgerichtet. Da sie aber ihre Unterstützungen meist einmalig gewähren, können sie nur vorübergehende Erleichterung verschaffen. Am besten und sichersten wird dem Bewerber, scheint mir, durch den Eintritt in ein Forschungsinstitut geholfen, wo er unter der Leitung eines Meisters vom Fach eine wissenschaftliche „Werkstattpraxis“ absolvieren und in der Beschäftigung mit speziellen Problemen die Werk- und Lebensgemeinschaft der Forschungsarbeit kennen lernen kann. Eine solche Mitarbeit im grösseren Verband von Gleichstrebenden ist das ideale Bindeglied zwischen den akademischen Lehrjahren und der selbstverantwortlichen Uebernahme eines Amtes. In

glücklicheren Zeiten haben viele junge Schweizer diese Adeptenjahre an den Instituten des Auslandes verbracht und von dort den Weg entweder in die weite Welt oder in die Heimat zurück gefunden. Bei uns in der Schweiz verfügen die naturwissenschaftlichen und die technischen Disziplinen über verhältnismässig viele und vielartige Institute und Laboratorien solcher Art. Ganz unbefriedigend ist es aber hierin um die Geisteswissenschaften bestellt. Unsere Historiker und Philologen aller Richtungen haben fast keinerlei Aussicht, sich als Unterbeamte oder Assistenten an wissenschaftlichen Instituten systematisch das Rüstzeug für ihre Forschungsarbeit zu erwerben. Sie müssen darnach trachten, in einer Brotstelle unterzukommen und nebenher, in oft sehr mühseliger Nacht- und Ferienarbeit und ohne lebendigen Kontakt mit ihrem zukünftigen Arbeitsfeld, ganz freiwillig und ohne die Gewissheit früheren oder späteren Erfolgs, dazu oft als halbe Autodidakten die Arbeit zu leisten, mit der sie das Anrecht auf einen Lehrauftrag erlangen. Dass dieser Weg immer wieder beschritten wird, stellt dem schweizerischen Akademiker sicher kein schlechtes Zeugnis aus. Aber man muss sich darüber klar sein, dass hier im Vergleich zum Ausland sehr ungleiche Verhältnisse bestehen und dass es für unsere jungen Dozenten neuerdings immer schwieriger wird, hier Schritt zu halten, weil sie mit immer grösseren äusseren Hindernissen zu kämpfen haben. Es ist also tatsächlich kein Wunder und liegt durchaus nicht nur an den mangelnden Gaben unserer Jugend, dass bei der Neubesetzung von Lehrstühlen so häufig keine ohne weiteres überzeugenden einheimischen Anwärter bereit stehen.

Deshalb sollte die Zahl solcher Uebergangsstellungen, die auf die besonderen Bedürfnisse des angehenden akademischen Lehrers zugeschnitten sind, bedeutend vermehrt, und im Hinblick auf die Geisteswissenschaften, wo sie fast ganz fehlen, sollte daran gedacht werden, sie ins Leben zu rufen. Den Maturitätsschulen fällt dabei eine wichtige Rolle zu; von ihnen wäre die Einrichtung halber Lehrstellen für junge Dozenten zu erwägen, die es dem Inhaber erlauben, bei einem gesicherten Mindesteinkommen seine Forschungsarbeit so zu betreiben, dass weder sie noch die Lehrtätigkeit zu Schaden kommen. Unsere Bibliotheken und wissenschaftlichen Gesellschaften sollten es sich angelegen sein las-

sen, vermehrte Arbeitsplätze für solche Mitarbeiter offen zu halten. Da und dort wird auch in Privatunternehmungen die Möglichkeit dazu gegeben sein. Vor allem aber sollten unsern Hochschulen die Mittel gegeben werden, um an den Seminarien Privatdozenten ganz- oder halbtätig als Assistenten zu beschäftigen. Ich lege den Nachdruck auf diese Lösung, weil ich überzeugt bin, dass sie sich auch für die Universitäten selber zu einer segensreichen Einrichtung entwickeln liesse. Ein solcher Assistent, der neben seinen paar Vorlesungsstunden oder propädeutischen Uebungen die Seminarbibliothek betreuen, die Alltagsarbeit im Seminar beaufsichtigen und den Studenten mit seinem Rat zur Seite stehen würde, könnte die persönliche Note in das Studium hineinbringen, die jetzt von Studierenden wie Dozenten oft genug schmerzlich vermisst wird. Gerade unsere geisteswissenschaftlichen Fakultäten sind ja ständig vom Versinken in den Massenbetrieb bedroht, weil das wissenschaftliche Studium hier mit der pädagogischen Ausbildung verquickt ist. Eine solche Intensivierung des Seminarlebens durch die Mitwirkung von Mentoren, die jung genug sind, um die Anfangsnöte der Studenten nachzufühlen, und reif genug, um ihnen darüber hinwegzuhelfen, wäre das beste Gegenmittel gegen die schon lange beklagte Gefahr des Abgleitens in den unpersönlichen Ausbildungsbetrieb. Ausländische Vorbilder könnten dafür wertvolle Anregungen liefern. Diese Neuerung wäre so wesentlich und ist, wie alle direkt Beteiligten wissen, so dringend, dass wir auch ohne den Notstand des Gelehrtennachwuchses allen Grund haben, sie ins Auge zu fassen. Wir lösen zwei Schwierigkeiten zugleich, wenn wir unsere jungen Dozenten konsequent zu dieser inneren Belebung des Universitätsbetriebes heranziehen. Natürlich muss darauf gesehen werden, dass diese Institution ihrem eigentlichen Zweck nicht entfremdet wird. Es dürfen sich aus ihr keine Sinekuren bilden, die Anstellung soll von beschränkter Dauer und mit keinem Anspruch auf akademische Beförderung verbunden sein, andererseits aber auch nicht mit zu grossen Verpflichtungen belastet werden. So würden im Schatten unserer grossen wissenschaftlichen Lehranstalten die Stätten geschaffen, wo eine nachrückende Forschergeneration herangezogen werden könnte. Unsere Hochschulen übernehmen bewusst eine Aufgabe, die bisher im freien internationalen Austausch der Kräfte vielfach vom Aus-

land für uns besorgt wurde. Heute, wo sich unserer Jugend der Weg zur Weiterbildung in der Fremde verschliesst, müssen wir dieses Zwischenstadium selbst organisieren. Man darf wohl sagen, dass mancher begabte junge Kopf die wissenschaftliche Laufbahn vermutlich leichter einschläge, wenn er sie nicht gänzlich aufs Geratewohl, sondern mit der Aussicht auf einen baldigen Eintritt in die akademische Hilfsarbeit betreten könnte. Eine neue Sicherheit und Freude, ja vielleicht ein neuer Geist, eine neue Tradition der wissenschaftlichen Arbeit könnten auf diese Weise bei uns entstehen.

Die Gegenwart ist dazu angetan, dass wir alle Vorschläge in dieser Richtung ernsthaft prüfen. Ihre Durchführung erfordert allerdings zusätzliche finanzielle Mittel, die entweder durch staatliche Kredite aller Kantone oder durch Geldsammlungen bei Privaten und in der Öffentlichkeit zu beschaffen sind. Es wird nicht immer leicht sein, das Verständnis für die Dringlichkeit der Frage zu wecken und gewisse Bedenken zu zerstreuen. Eine naheliegende Befürchtung hat sich in den von der Arbeitsgemeinschaft „Pro Helvetia“ bisher durchgeführten Verhandlungen erfreulich rasch in Nichts aufgelöst: das föderalistische Bedenken gegen die allfällige Einmischung eidgenössischer Instanzen in die kantonale Interessensphäre. Die Erklärung dafür liegt im Ernst der Zeit und in der Tragweite der Frage selber. Sie ist eine wirkliche Lebensfrage unserer nationalen Bildung, von der wir hoffen, dass sie in steigendem Mass den verantwortlichen Kreisen des Landes zum Bewusstsein komme. Auch auf dem Felde der wissenschaftlichen Erziehung ist für uns die Stunde weitsehender Entschlüsse gekommen. Die ungeheure Krisis der Zivilisation wird für uns Schweizer, wie wir inbrünstig hoffen, als eine geistige Entscheidung ausgetragen werden. Wir dürfen also nicht zögern, uns auch darauf vorzubereiten, indem wir alle Energien sammeln, die wir in einer nahen Zukunft für unsern geistigen Existenzkampf nötig haben werden. Wir müssen uns darauf rüsten, das geistige Ringen der Zeit aus eigenem Wissen und Beruf, mit einer wohl vorbereiteten Elite aktiv mitzuerleben, die ihre Kräfte nicht an unfruchtbare Widerstände zu verzetteln braucht. Die umsichtige Förderung unseres wissenschaftlichen Nachwuchses ist deshalb unter allen Massnahmen der Selbstbesinnung, mit denen wir unsere nationale Existenz in die Zukunft hinüberretten, eine der wichtigsten.